Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **32 (1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 13. Januar 1950 | Erscheint jeden Freitag | 32. Jahrgang Nr. 2

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Bitten der Redaktion

Wir möchten unsere geehrten Mitarbeiter und Korrespondenten herzlich um die drei folgenden Dinge bitten:

1. Unverlangten Beiträgen immer das Rückporto beilegen.
2. Auf allen Manuskripten Name und Adresse genau angeben, da sonst durch einen kleinen Betriebsunfall sehr leicht ein ungenügend bezeichnetes Manuskript nicht zurückerstattet werden kann.
3. Aktuelle Einsendungen und Vereinsanzeigen bis spätestens Dienstagabend in den Besitz der Redaktion gelangen zu lassen und zu bedenken, dass z. B. Vorträge, Sitzungen usw. die am Donnerstag oder Freitag stattfinden, in die Nummer der vorhergehenden Woche gehören, um Erfolg zu haben.

Hilferuf aus Griechenland

Die Präsidentin des Bundes schweizerischer Frauenvereine bittet uns, folgenden Brief und den Aufruf der griechischen Frauen, welchen sie erhalten hat, zu veröffentlichen. Die Unterzeichnete, Frau E. Pantelaki, ist die Präsidentin des Nationalen Bundes der griechischen Frauen und hat im vergangenen Juni teilgenommen an den Sitzungen des Internationalen Frauenrates in Lugano. Es hat uns Schweizerinnen tief beeindruckt, wie diese stille, bescheidene Frau überwältigt war von der scheinbar sorglosen Welt, in der wir lebten und von den fröhlichen Müttern, deren grosse und kleine Kinder die Strassen und Plätze Luganos bevölkerten. Von Tag zu Tag lastete eine grössere Traurigkeit auf ihr. Müssen nicht auch wir unsere Stimmen erheben?

Sie schreibt:

Sehr geehrte Präsidentin!

Der 29. Dezember, der Jahrestag des Massakers von 14 000 Kindern, den König Herodes befohlen hatte, wurde vom hellenischen Volk zum nationalen Trauertag erklärt, angesichts des tragischen Schicksals der entführten griechischen Kinder.

Wir senden Ihnen den Aufruf, den wir griechischen Mütter an alle Frauen der Welt richten, um unserem tiefen Leid Ausdruck zu geben.

In der Erwartung, dass Sie nie aufhören werden, alles zu tun, um die Rückgabe dieser unglücklichen Kinder zu fordern.

Nationaler Bund der griechischen Frauen

Die Präsidentin: E. Pantelaki — Die Sekretärin: J. Bogdanos

An alle Frauen und Mütter

Heute jährt sich der Kindermord von Bethlehem, der vor bald zweitausend Jahren durch Herodes, den blutdürstigen König von Judäa angeordnet wurde... Es war der Tag, an welchem Tausenden von Müttern das Herz brach vor Schmerz und Leid.

Zwanzig Jahrhunderte sind vergangen seit dieser Zeit der Finsternis und Barbarei. Zwanzig Jahrhunderte, erleuchtet vom Opfer des Sohnes, unseres Herrn und von der grossen Religion der Liebe, darauf die Verkündigung der Bruderschaft, der Solidarität der Nationen, der Gleichheit und Rechte der Menschen sich gründen.

Und heute, wie in jenen längst vergangenen Tagen, ertönt aus dem blutenden Herzen von Tausenden von griechischen Müttern wieder der verzweifelte Schrei, der gleich einem Schwert die Luft durchschneidet und weithin über Länder und Meere an die Herzen aller Mütter rührt.

Solches heute! — Auf Recht und Gerechtigkeit der Menschen können wir nicht mehr bauen, nicht mehr hoffen, dass sie die Rückkehr unserer Kinder erwirke. So knien wir denn vor der Krippe nieder und flehen Maria, unsere heilige Mutter Gottes an, dass sie uns helfe.

Wir beschwören Euch, Frauen aller Länder, die das Leid einer Mutter zu ermessen vermögen, schliesst Euch unseren Gebeten an, es möge eine höhere Macht sich erbarmen und uns unsere Kinder zurückgeben.

Die Präsidentin:
Anna Triantaphyllides

Das weibliche Gesicht einer Generation

Von Tami Oelfken

Hier unten am Bodensee in Allensbach arbeitet eine nach amerikanischer Gallup-Methode aufgebaute Organisation daran, das Wesen des Menschen, das heisst des Deutschen zu durchleuchten. Sie nennen sich Demoskopen und ihre Mittel, mit denen sie solche Art Röntgenaufnahme bewerkstelligen sind Fragen, die sie an uns richten. So haben sie unter anderm die erstaunliche Frage an Frauen vieler Berufsgruppen gestellt, ob sie, wenn der liebe Gott sie vorher gefragt hätte, lieber als männliche Wesen auf die Welt gekommen wären. Ich übersehe nicht, was sich die Demoskopie von der Bejahung oder Verneinung einer solch törichten Frage an Erkenntnis versprochen hat. Da keine der vielen Jasagerinnen als Begründung angegeben hat, dass sie das Schicksal eines Mannes aus ökonomischen Gründen dem ihren vorzöge, da in der Welt des Merkantilen die Nachfrage nach den Objekten den Wert steigert, so ist anzunehmen, dass falsch gefragt wurde. Es gibt nämlich gar keine Grundlage für eine so allgemeine Frage, die wir in Amerika selbstverständlich stellen könnten, wie bei den Hottentotten oder den Chinesen. Selbst wenn Frankreich auch seinen Hitler gehabt hätte, wie Italien seinen Mussolini, so wäre diese Frage in Frankreich eine andere als in Italien. Denn zugrunde liegt diesen Fragen die soziologische Situation. Sie ist scheinbar der Gallup-Methode unbekannt, sonst würde diese Frage nicht nach Berufsgruppen oder Gesellschaftklassen gestellt worden sein, sondern, wenn überhaupt, nach Jahrgängen. Fragt den Jahrgang der reifen Frau, der heute zwischen 35 und 40 Jahre alt ist. Vom Dichter gesehen wäre das die Angela Salloker in der Rolle der Barbara Blomberg.

Diese Frauen würden auf eine solche Frage entweder gar nicht antworten, weil sie eine Antwort für allzu nebengleisig hielten; oder aber sie würden mit jener Dosis von Humor, Ueberlegenheit und absoluter Furchtlosigkeit — eine Mischung, die der Reife entspricht — sagen: «Nein, mir genügt es vollkommen, eine Frau zu sein.»

Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde diese Frauengeneration geboren. Sie lagen in den Wiegen, tappten in ihre Kindergärten, machten ihren ersten selbständigen Schulgang, als die Welt angefüllt war mit Kriegs- und Siegesgeschrei. In einem Alter, in dem sie noch gar nicht übersehen konnten, was es bedeuten würde, brach die Niederlage, Besetzung, Armut und Verwahrlosung über sie herein. In dem aufnahmefähigen Alter wurde um sie herum diskutiert: Verfassungskämpfe um Weimar, Fememörder, Kappputsch, Verrat. Wo immer die Eltern dieser Generation politisch auch hingehörten, im Mittelpunkt stand der verlorene Krieg, Versailles, die enttäuschten Hoffnungen, Europa würde zu einer menschlichen Gemeinschaft neu geboren. Die Jahre der Pubertät, jene Zeit, in der sich das menschliche Wesen nur mühsam zu einem Gleichgewicht durchringt, war Inflationszeit. Diese Inflation bedeutet mehr als den Verlust bürgerlicher Sicherheit. Für die jungen Mädchen von damals wurde der Sinn ihrer elterlichen Generation lächerlich. Moralisch betonte Worte wie: «Spare in der Zeit, so hast du in der Not», oder «Handwerk hat goldenen Boden», fielen der Verachtung anheim. Die aus den Fugen gegangene Welt blieb in Deutschland ein Dauerzustand. Die meisten Mädchen, die früher in der Obhut wohlhabender Bürgerfamilien erblühten, verdienten im öffentlichen Leben ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit. Wenn sie studierten, so vertaten sie mit diesem Studium die grossen ererbten Vermögen, die als Kriegsanleihen dafür zahlten, dass sie nicht verhungerten. Kurz bevor Hitler hier zur Macht kam, wussten die aufgeklärten Mädchen sehr wohl, dass, bliebe er an der Macht, unser Untergang besiegelt sei. 1933 etwa waren sie 20 bis 25 Jahre alt und heirateten.

Seltsame Wiederholung im Ablauf von Generationen! Auch ihre Kinder wuchsen in der Luft von Kriegsgeheul auf und genau so wie ihre gleichaltrigen Brüder 1914 für den Missbrauch im Kriegseinsatz noch zu klein waren, so waren ihre eigenen Kinder, geboren in den Jahren 1935 bis 1945 nur leidend am Krieg beteiligt.

Sie sind ausgespart, eine Generation Mütter und Kinder, und sie sind heute das tragende Element, das im neuen Deutschland heranwächst. Wenn wir nicht diesen historischen Ablauf als Entwicklungshintergrund der Frauen uns vor Augen halten, so werden wir nie begreifen lernen, in welch hohem Masse die soziologische Situation ihr Antlitz geprägt hat. Wir fühlen überall, um wie viel les leichter die Frau mit den bürgerlichen Vorurteilen der Vergangenheit fertig wurde als der Mann. Sie ist aus diesem chaotischen Dasein wie ein Wunder unversehrt mit einer immer grossmütigeren Kraft zu leiden hervorgegangen. Das ist ein Phänomen, das auch der Dichter Zuckmeyer zeitlos in der «Barbara Blomberg» gestaltet hat. Aber die Gestalt der Barbara greift uns heute ans Herz, weil sie eine Frau aus dieser Generation ist, die auf der Höhe ihres Lebens ankam. Sie ist Mutter halbwüchsiger Kinder, noch in den Jahren unverminderter Liebeskraft für den Mann. Dass die Männer sterben, dass sie in Gefängnissen sitzen, dass sie in unbekannte Fremden ziehen, dass sie wehrlos unerhörten Eingriffen in das gesicherte Leben zusehen müssen, — das sind auch heute Gegebenheiten, die dem Leben der Frau eingeschmolzen wurden, bis sie auf dieser Höhe ankam.

Die Emanzipation der Frau um die Jahrhundertwende, die literarische Befreiung aus der Atmosphäre des roten Plüsches durch Strindberg, Ibsen oder den Wandervogel, der Versuch, freie Kameradschaftsehen zu gestalten, das alles sind nur intellektuelle Stufen, nicht mehr. Die Konstruktion des Lebens widerspricht dem Eigentlichen in der Frau. Sie bleibt, unbewusst, an die ewigen Quellen angeschlossen. Da bleibt ihre Kraft geheimnisvoll bei allen Müttern der Erde. Das Wort des indischen Weisen «Da-sein ist mehr als produktiv tätig sein» findet im Leben der Frau die umfangreichste Bestätigung. Es ist überflüssig zu betonen, dass die Frau heute Seite an Seite mit dem Manne den Lebenskampf aufnehmen muss. Gewiss tut sie das. Aber das berührt nicht ihr eigenes Element. Ich glaube, dass dieses seelische Element der Frau durch Leiden intakt geblieben ist, und dass auf sie angewendet «Was mich nicht umbringt, kräftigt mich» der Wahrheit entspricht. Dieselbe Zeit, die der Mann jahrelang als Soldat vergeudete, «Krieg ist der Feind des Geistes, Krieg ist eine subalterne Angelegenheit!» hat die Frau, vom Leben selber gezwungen, nach innen geschaut. Sie hatte Zeit für Sehnsucht, für Träume, für Verzweiflung. Sie sass im Bombenkeller, selbst hungrig rettete sie ihre Kinder vom Verhungern, selbst frierend schützte sie die Halbwüchsigen vor dem Frost. Auf der Flucht war es ihre Klugheit, ihre Zähigkeit, ihre Findigkeit, mit der sie Schrecknisse und Gefahren überstand.

Die Frauen in dieser Generation, heute 35 bis 40 Jahre alt, so sehen wir es in «Barbara Blomberg», bleiben ohne Rangunterschied die schönsten Frauen. Was sich in ihnen offenbart, ist jene ungeheure Kraft zu leiden und zu lieben. Sie haben Elend in der Fremde und Wertlosigkeit des Geldes besser überlebt als sie dachten.

Die frauliche Klugheit ist das besondere Sig-

Erinnerungen an Tiere · 2

Von El. Studer-v. Goumoëns

Nachdruck verboten

Als ich etwas grösser war wurden die Kanarienvögel Mode. Wieso weiss ich nicht mehr sicher, aber ich glaube an einem Bazar im Dorf gewann ich in der Lotterie entweder einen Vogel oder einen Käfig: das eine oder das andere! Aber da eines allein keinen Wert hatte bekam ich das andere dazu und damit fing für mich der Begriff: «für ein Tier sorgen» an. Alle meine kleinen Taschengeld-Batzen, alle kleineren Geschenke an Geld verwandelten sich in Vogelfutter. Hanfsamen, Bimsstein usw. usw., jahrelang. Am Morgen vor dem Frühstück musste ich «füttern und putzen», bei jedem Spaziergang suchte ich nach Wegerich für den Winter — nicht nur ich, die ganze Familie mit mir — und alle Samstagnachmittag musste ich vor allem andern den ganzen Käfig misten und sanden. Ich hatte immer gute Sänger, die oft jedes Tischgespräch übertönten, bis man ein dunkles Tuch über den Käfig legte! aber ich hatte kein Glück mit der Aufzucht von Jungen, denn immer wieder gab es ein Katzendrama, man mochte den Käfig noch so sehr sichern. Die Kanarienvögel haben das kleine Mädchen viel Zeit, Taschengeld und Tränen gekostet, das dann schliesslich fand, Hunde seien interessanter und als wieder einmal ein Katzendrama stattgefunden hatte, verschenkte es seinen Käfig an ein Kind im Dorf, das einen schönen Distelfinken gefangen hatte und einen Käfig brauchte.

Und um gerade bei den Vögeln zu bleiben, da gab es auch Eulen; auf einer der hohen uralten Tanne hinter dem höchsten Turm horsteten sie. In den untersten Aesten dieser Tannen hing ich oft meine Hängematte auf, um dort, wo es so dunkel und kühl, so still und einsam — und das war mir das wichtigste —, vor jeder Hörmöglichkeit gesichert war, offiziell meine Aufgaben zu machen, sofern es sich nicht um Aufsätze handelte, inoffiziell aber dem grössten Laster meiner Jugend, meiner Lesewut zu fröhnen. Da habe ich mich jährlich mindestens einmal durch den Ekkehard, durch Lichtenstein, durch alle deutschen Romantiker und Lyriker durchgelesen, so weit sie mir von meiner Cousine heimlich geliefert werden konnten, denn unsere Kinderlektüre stand unter streng väterlicher Kontrolle. Oben sassen die Eulen, alte und junge zu grau-braunen Wollknäueln zusammengerollt, im grünen Dunkel, nur bei meiner Ankunft die blinzelnden Augen ein wenig öffnend, um nachher ungestört weiterzuschlafen. Es gab noch einen andern solchen, ungestörten, noch rufsichereren Winkel, das war unsere Robinsonhütte hoch oben in den Aesten einer alten Riesen-Linde, aber die Eulentanne war mir lieber, wegen der Eulen, deren heimeliges Uhu mir dann nachts ganz vertraulich klang, während z. B. Gäste aus der Stadt das «Chutzegeschrei» gar nicht besonders schätzten.

Dass es in den alten Gemäuern auch eine Unmenge von Fledermäusen gab ist eigentlich selbstverständlich. und ich liebte diese huschigen, leisen Nachtvögel innig. Es war ein von uns geliebter Sport als Kinder bei möglichst viel Licht und offenen Fenstern im Sommer zu Bett zu gehen, weil dann schon in kürzester Zeit einige Fledermäuse ins Kinderzimmer huschten, und sich dort in eleganten Schwüngen ohne irgendwo anzustossen hin und her bewegten. Und was neben der Freude an den zierlichen Tieren und den von ihnen erzeugten Schattenspielen der Hauptzweck der Uebung war: hysterisch-schreckhafte Gouvernanten und abergläubige Kindermädchen wurden dadurch in die Flucht getrieben, so dass das Reich rascher uns Kindern allein gehörte und man endlich für sich war. Mein ganzes Entzücken aber war, wenn ich eines der zarten Tiere im Lauf des Winters, oder erst recht im frühen Frühjahr, noch im Winterschlaf befangen, im Innern der Türme an einem der alten dicken Balken hängend fand und den zarten, sinnvollen Bau seiner Flügel und die samtene Weichheit seines Felles bewundern durfte, und es, durch die Wärme meiner Hand langsam erwachend sich leise zu bewegen begann. So brachte fast jeder Tag, und auf alle Fälle jede Jahreszeit neue Freuden und Entdeckungen, und wenn wir Besuch von Stadtkindern hatten, so fanden wir diese furchtbar langweilig und blöd, weil sie sich weder für Tiere, vor denen sie meistens Angst hatten, noch für Pflanzen interessierten ständig in Sorge waren um ihre schönen Kleider, in keinen Baum klettern konnten, und nach sechs Pflaumen behaupteten, «sie könnten nicht mehr, sie bekämen sonst Bauchweh...» Wie wir sie verachteten! Wenn sie bei uns waren, fühlten wir uns ihnen haushoch überlegen, um um so befangener, linkischer und «peu à notre aise» zu sein, wenn wir in die Stadt kamen, was mir als Kind wenig Freude machte. Sehr wenig wusste ich mit allen Kriechtieren anzufangen. Während ich schon als kleines Kind in aller Seelenruhe die grausigste Kröte in meiner Schürze herum trug, machte ich einen weiten Umweg um jeden Regenwurm, jede «nackte» Schnecke und vor allem um jede Blindschleiche, deren unerwartetes Auftauchen an den zahlreich mit Efeu bewachsenen, beliebtesten Mauerplätzchen mir ein Greuel war, der mich bis in die Fussohlen hinunter lähmte — übrigens noch jetzt! Woher daher meine einzige Tochter als Kind ihre Leidenschaft für alles dieses grausige Viehzeug hatte, das habe ich nie begriffen. Denn als ich eines Morgens in ihrem Bett eine Blindschleiche fand — die sicher nicht von selber dorthin gekommen war im 2. Stock — schüttelte ich mit vor Grausen erstarrten Händen das Bettuch mit dem schlangenartigen Tier zum hochgelegenen Fenster hinaus in die Tiefe mit dem gottergebenen Gedanken, welcher heutzutage derjenige vieler Eltern sein mag — auch in andern Dingen — dass wir eben in einer Zeit leben, wo der Apfel weit vom Stamme fällt. Weiter jedenfalls als früher!

Unvollständig wäre das Bild meiner Tiererlebnisse, wollte ich nicht der sogenannten «Bachputzete» gedenken. Der Bach, die Worblen, gehörte zum Gut, aber die Fischerei war an einen

Gertrud Rüegg †

Kurz vor Weihnachten ist ein Leben erloschen, welches verdient, im Schweizer Frauenblatt erwähnt zu werden. Es hätte dies auch im letzten Oktober geschehen können, bei Anlass des 60. Geburtstages der jetzt Dahingegangenen, aber dies hätte sie sich energisch verbeten. Nicht aus Schüchternheit, Gertrud Rüegg war nichts weniger als schüchtern, aber weil ihr alles «Getue» um ihre Person zuwider war. Sie ist offiziellen Ehrungen immer aus dem Wege gegangen.

Gertrud Rüegg ist, wie sie es in eigenen Aufzeichnungen erwähnt, vom ersten Tag ihres Lebens an nie wirklich gesund gewesen. Die Krankheit hat sie durch alle Phasen ihres Lebens begleitet. Dabei schien sie keineswegs für ein Leben der Krankheit geschaffen, das ja auch seinen besonderen Sinn haben kann. Sie war keine Dulderin, sondern ein seelisch robustes, frisches Naturkind, unternehmungslustig und bereit zu allerlei Streichen. Die äusseren Verhältnisse waren so geartet, dass sie sich alles leisten konnte, wonach sie Verlangen trug. Früh schon überwogen bei dem aussergewöhnlich begabten jungen Menschen die geistigen Interessen die Wünsche nach äusserem Tand. Heisshungrig verschlang sie Buch um Buch. Die Freude am Lesen hat sie bis zuletzt begleitet. — Trotz einer infolge häufigen Krankseins mangelhaften Schulbildung hätte sich die Verstorbene ohne weiteres auf ein akademisches Studium vorbereiten können, wie es auch ihre Absicht war, bis dann 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Damals entstand die Zürcher Frauenzentrale, welche alle verfügbaren Frauenkräfte um sich sammelte, um die täglich neu auftauchenden Aufgaben zu bewältigen. Auch Gertrud Rüegg stellte sich zur Verfügung und bald hatte sie erkannt, dass die Zeit nicht totes Wissen, sondern lebendige Tat forderte. Sie meldete sich als Schülerin für den bald darauf beginnenden Einführungskurs in die soziale Hilfstätigkeit, dessen Sinn sie sofort erfasste. Eines Tages kam die Fabrikantentochter erschüttert von einer Fabrikbesichtigung zurück. Seit jenem Tag hat sie ein Gefühl der Schuld gegenüber dem Proletariat nicht mehr verlassen.

Wie das junge Mädchen «zufällig» zur Beteiligung an der Arbeit der Zürcher Frauenzentrale und «zufällig» zu einer Fabrikbesichtigung kam, wurde sie «zufällig» eines Tages gebeten, in einer Mädchenvereinigung auszuhelfen. An jenem Abend erkannte sie den Hunger der begabten jungen Arbeiterin nach einer sinnvollen Kompensation zu ihrem oft so öden Tagewerk, und hinfort setzte sie ihre ganze Kraft dafür ein, diesen Hunger stillen zu helfen. Gemeinsam mit einigen Gesinnungsgenossinnen kaufte sie ein Haus an der Gartenhofstrasse, in dem unter anderem auch der von ihr gegründete «Mädchenclub Gartenhof» ein Heim fand und in dem sie später selbst Wohnung nahm. Dort wurde den jungen Mädchen eine neue Welt geistiger Werte aufgetan. Sie wurden — soweit sie diese Gedankenwelt fassen konnten — vertraut gemacht mit den geistigen Strömungen auf den verschiedensten Gebieten, mit religiösen Fragen, mit sozialen Bestrebungen, mit den Wundern der Natur, den Werken der Kunst, den Zusammenhängen der Geschichte, dem Erleben fremder Völker. Daneben wurden ihnen aber auch praktische Kenntnisse beigebracht und einfache staatsbürgerliche Begriffe vermittelt und vielerlei Fragen ihres Alltags besprochen.

Durch ihre schwache Gesundheit wurde Gertrud Rüegg immer wieder gezwungen, einen Teil des Jahres in der Höhe zu leben. Oft lud sie das eine oder andere Clubmitglied zu sich auf die Lenzerheide ein, und bald entstand der Wunsch, dort ein eigenes Heim zu besitzen, in dem ihre «Gartenhofmädchen» fern von der Grossstadt die Wunder der Bergwelt erleben und daneben als eine kleine Gemeinschaft von dem hören und — wenigstens in Abbildungen — sehen sollten, was Menschengeist an Unvergänglichem geschaffen. Im «Casoja» benannten Teil der Lenzerheide fand sich ein einfaches Berghaus, in dem nun junge Mädchen zu mehrmonatigen Kursen auf hauswirtschaftlicher Grundlage aufgenommen wurden. Der praktische Unterricht wurde von ausgebildeten Hauswirtschaftslehrerinnen erteilt, deren Gesinnung in den Rahmen dieser durchaus unpedantischen Haushaltungsschule passte. Für die verschiedenen Vorträge kamen wochenweise sorgfältig ausgewählte Lehrkräfte nach der «Heid», welche nicht nur ihr Gebiet gründlich beherrschten, sondern auch verstanden, es den nur durch einen primitiven Schulunterricht vorgebildeten Zuhörerinnen nahezubringen. Die verwaltungstechnischen Aufgaben des immer grösser werdenden Unternehmens wurden in der Hauptsache durch Gertruds Freundin und Mitarbeiterin, Milly Grob, besorgt. Die Finanzierung erforderte beträchtliche Mühe, denn Casoja wollte unabhängig bleiben und verzichtete deshalb auf den bequemen Weg der Staatssubventionen. — Als das kleine Haus dem wachsenden Betrieb nicht mehr genügte, setzte Gertrud Rüegg sich mit dem ersten Architekten Graubündens, Nikolaus Hartmann, in Verbindung. Gemeinsam erbauten sie an der schönsten Lage von Valbella-Lenzerheide das prächtige Volkshochschulheim Casoja, in dem sich bald ein freudiges Jugendleben entwickelte. Hier hat Gertrud Rüegg während Jahren in froher Kameradschaft mit ihren Mädchen gelebt und gearbeitet, gebastelt, gelehrt und gelernt. Keines, welches diese Zeit bewusst erlebte, wird sie je vergessen.

Mit einer gewaltigen Energie rang ein starker Geist diese Leistungen einem schwachen Körper ab. Doch dann meldete sich die Krankheit wieder ernstlicher. Gertruds Herz ertrug die Höhe nicht mehr, und die Leiterin von Casoja musste ihr Werk verlassen, das mit ihr stand und fiel. Anders als viele ihrer Freunde es gewünscht hätten, war der Bruch ein radikaler. Sie wollte ganz bei einer Sache sein oder dann gar nicht mehr. Nachfolgerinnen zu finden wurde immer schwieriger. Casoja wurde immer mehr zu einer einfachen Haushaltungsschule, und schliesslich musste das Werk ganz aufgegeben werden. Das ideale Haus dient heute verschiedenen Zwecken der Töchterschule der Stadt Zürich.

Es waren in den letzten Jahren nur noch wenige Menschen, die Zugang fanden zu Gertrud Rüegg. Als sie 1948 ihre treue und aufopfernde Lebensgefährtin Milly Grob durch den Tod verlor, vereinsamte sie immer mehr. Die Krankheit, die sie jahrzehntelang klaglos erduldet und nach Möglichkeit bekämpft hatte, ergriff sie immer wieder von einer neuen Seite, bis sie schliesslich, todmüde, den seelischen Widerstand dagegen aufgab. Aber die Werte, die Gertrud Rüegg in den Jahren ihrer Kraft geschaffen, werden ihre Früchte weiter tragen.

Maria Fierz

---

num der heutigen Generation reifer Frauen. Sie ist vom Objekt des Mannes zum Subjekt geworden. Sie hat sich gewehrt. In den besten Vertreterinnen ihres Geschlechts, auf die es im Grunde mehr ankommt als wir zugeben möchten, weil sie beispielhaft wirkt, ist sie aufgeschlossener, erfindungsreicher als Odysseus. Denn nicht Listen erfand sie, sondern sie agierte mit jener Klugheit der Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben; so vermittelt sie ihren Kindern die Kraft, die Welt um sich neu zu gestalten.

Auf frauliche Art! Gewiss! Aber welcher Mann kann aus so kümmerlichen Fragmenten ein Heim aufbauen, wie die Frau es vermag. Durch ihre Wärme gewinnt das Fragmentarische Gestalt und sie ist fähig, es noch als eine besondere Vergünstigung des Schicksals anzusehen, dass sie etwas Neues und Einmaliges aus diesen gebliebenen Fragmenten gestalten darf. Das ist in den Augen dieser Frauengeneration zu lesen.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

Die Schweizer Männer haben es nicht leicht...

In Genf wünschten kürzlich einige skandinavische Delegierte ein ländliches Gemeindewesen kennen zu lernen. Der Vorsteher einer kleinen Dorfgemeinde nicht weit von der Stadt lud sie freundlich ein, gab ihnen jegliche Auskunft über Verwaltung, Grundbuch, Referendum und stiess auf starkes Interesse. Lakonisch berichtet die Zeitung weiter: «Die Delegierten erkundigten sich nach dem Frauenstimmrecht und waren erstaunt, dass es sogar auf dem Boden der Gemeinde nicht ausgeübt werde». (In Schweden gab es schon 1862 Gemeindestimmrecht für die Frauen).

In derselben Woche berichteten Schweizer Journalisten über ihre Reise in Finnland. Anschliessend an einen historischen Rückblick, wird das Wahlgesetz von 1907 erwähnt, das Finnland zum ersten Frauenstimmrechtsland in Europa machte, und dann heisst es weiter: «Die Stellung der Frau ist auf dieser Reise Gegenstand vieler Gespräche gewesen und da sich daran auch englische und amerikanische Journalistinnen beteiligten, die zu gleicher Zeit Finnland bereisten, gestaltete sich die Auseinandersetzung sehr lebhaft. Der schweizerische Stimmbürger bekam dabei keine gute Note; das Verständnis für das Funktionieren der schweizerischen Demokratie anderseits war nicht besonders gross. Dem Ausländer wird rasch klar, dass die finnische Frau sich eine hohe Position erworben hat, dass sie auch tüchtig mitten in der Arbeit steht usw.»

Nein, die Schweizer Männer haben es heute nicht leicht, wenn sie mit Ausländern zusammenkommen.

F. S.

Klopfet an, so wird euch aufgetan

Dieses Wort der Bibel ist voll religiösen Gehaltes. Es lässt den Verzagten wissen, dass eine Hilfe da ist in der Not, sei sie gross oder klein. Dieser Trost wird ihm gegeben auf Grund der grossen Liebe Gottes, der keinen, der bei ihm anklopft, abweist oder leer von sich gehen lässt.

Ausser dem religiösen hat das Wort aber auch einen rein menschlichen Sinn und im Zusammenleben der Menschen weitgehend Gültigkeit. Es gilt schlechthin als Forderung der Höflichkeit, auf ein Anklopfen mit «Herein» zu antworten, wodurch man dem Anklopfenden, wenn nicht gerade Liebe, so doch eine gewisse Achtung und Wertschätzung entgegenbringt. Man hält ihn der Beachtung wert. In diesem Sinne gibt es eine völlig leere Höflichkeit nicht.

Es mag seltsam anmuten, dass Menschen, die dann, wenn jemand bei ihnen anklopft oder anläutet, äusserst höflich sind, aber ein verändertes Verhalten an den Tag legen, sobald jemand brieflich eine Anfrage an sie richtet. Das «Herein», das in diesem Falle in einer kurzen Beantwortung bestehen müsste, bleibt aus.

Diese Menschen sind sich der Unhöflichkeit ihres Verhaltens nicht klar, noch weniger aber wird ihnen bewusst, wie sie mit der Nichtbeantwortung über den anderen Menschen hinweggehen, ihn gewissermassen als Luft behandeln und auf diese Weise ihm Missachtung entgegenbringen.

Ist dies möglich, weil sie ihn nicht persönlich vor sich haben? Es ist oft so bei uns Menschen, dass uns erst das, was wir sehen als ganz wirklich erscheint und zum Ernstnehmen veranlasst. Es kann aber auch sein, dass es uns tatsächlich an Achtung dem andern gegenüber fehlt. Wenn dies der Fall sein sollte, würde ernste Selbstprüfung mit nachfolgender Korrektur der gesamten innern Einstellung vonnöten sein. Wir müssten fragen: «Wer bist du, der du dich über die andern stellst und diese verachtest?»

Es müsste uns bewusst werden, dass es vor Gott keine Höheren und Niedrigen oder gar Verachtete gibt, die übergangen werden dürften und dass wir jedem Menschen die gleiche Wertschätzung, die wir selbst beanspruchen möchten, schuldig sind. Sie muss unter anderem darin zum Ausdruck kommen, dass wir auf das Anklopfen hin nicht nur «Herein» rufen oder beim Anläuten den Telephonhörer abnehmen, sondern auch Briefe schlicht und gewissenhaft beantworten.

Dr. E. Brn.

Politisches und anderes

Die neue kommunistische Regierung

von China ist von England, als dem ersten westlichen Grosstaat, de jure anerkannt worden; es mögen wirtschaftliche Interessen England dazu gedrängt haben, da es ihm um ein einheitliches Zusammengehen mit den Staaten des Commonwealth geht; zur Zeit tagen die Aussenminister des Commonwealth in Colombo, wo als ein Haupttraktandum die Wirtschaftsinteressen im Fernen Osten besprochen werden.

Die Gattin Tschiang Kai-Sheks,

von deren grossartigem Wirken wir während des Chinesisch-japanischen Krieges so beeindruckt waren, hat in letzter Zeit zurückgezogen in den USA gelebt. Sie kehrt jetzt zu ihrem Gatten nach Formosa zurück. In einer Abschiedsrede am Radio sprach sie zu den Amerikanern, mit scharfen Worten Englands Anerkennung des Kommunistenstaates tadelnd und schloss: «Der Kampf Chinas ist die erste Phase eines gigantischen Konfliktes zwischen dem Guten und Bösen, zwischen Freiheit und Kommunismus.» Ob sich das kriegsmüde chinesische Volk ihrer Haltung anschliessen wird, muss die Zukunft zeigen.

Sozialkonferenz in Indien

Der neue indische Staat berief eine grosse Konferenz für Sozialwerke nach Neu-Delhi ein, zu der neben sieben andern Staaten auch die Schweiz eingeladen wurde. An der mit der Tagung verbundenen Ausstellung hat die Schweiz einen ganzen Saal zur Verfügung, um auf ihre Sozialwerke hinzuweisen. Legationsrat Dr. Bucher hat die schweizerische Ausstellung vorbereitet und in der Aula der dortigen Universität über «Sozialwerke in der Schweiz» gesprochen.

Immer mehr Verstaatlichung

geht in Ungarn vor sich. Nach der Verstaatlichung aller Grossbetriebe sind nun auch alle Betriebe mit über nur 10 Angestellten verstaatlicht worden. Auch Schweizer Firmen, z. B. die Filiale von Brown-Boveri AG., Baden, sind zu ihrem Schaden betroffen worden.

Zeichen der Zeit

Flüchtlinge aus Ostpreussen berichten, dass das Grab von Immanuel Kant in Königsberg aufgebrochen und ausgeraubt und auch das eiserne Grabgitter gestohlen worden sei. Vermutlich haben die Räuber den Namen Kant nie gehört ...

Der schweizerische Ausschuss für Stabilisierung

der Preise und Löhne, zusammengesetzt aus Vertretern der Spitzenverbände der Wirtschaft (Arbeitgeber- und nehmer) und präsidiert durch Prof. Böhler (ETH, Zürich) hat seinen Abschlussbericht vorgelegt, da er seine Arbeit auf Ende 1949 abgeschlossen hat. Wir verdanken seiner Arbeit, dass keine erbarmungslose «Spirale» Löhne und Preise immer mehr in die Höhe geschraubt hat. Man hofft, dass die Kontaktnahme der Verbände zur Diskussion von Preisbildungsfragen auch weiterhin auf freiwilliger Basis stattfinden werde. Zu einem Passus des Berichtes, der auch uns seltsam berührt, ist im «Bund» Stellung genommen worden. Die Stelle lautet:

«... Die Nivellierungstendenz im Sinne einer Verschiebung der Lohnrelation zuungunsten der qualifizierten Arbeitskräfte, die in dieser unterschiedlichen Entwicklung zum Ausdruck kommt, hat nach den neuesten Ergebnissen weitere Fortschritte gemacht, indem von 1948 auf 1949 wiederum die Löhne der Frauen stärker angestiegen sind als jene der männlichen Arbeiter und die ungelernten Arbeiter sich deutlicher verbessern konnten als die Berufsarbeiter.»

Dazu kommentiert T. H.: «Ich habe nicht gewusst, dass die Frauen, ohne Unterschied, zu den unqualifizierten Arbeitskräften gehören; Schneiderinnen, Verkäuferinnen, Büroangestellte, die ihre Berufslehre absolviert haben, sind meiner Ansicht nach ebenso qualifizierte Arbeitskräfte wie die gelernten und angelernten Arbeiter.»

Entwicklung der Flugreisen

Wir lesen so oft von zahlreichen Opfern bei Flugzeugunfällen. Da ist es gut zu wissen, dass eben der Flugverkehr enorme Ausmasse angenommen hat. Im Jahre 1949 wurden 25 Millionen Flugpassagiere auf den grossen Luftlinien befördert; allein über den Nordatlantik sind rund 300 000 Menschen «fliegend» gereist.

E. B.

---

grossen Fischer und Jäger vor dem Herrn verpachtet. An einem bestimmten Tag im Sommer nun wurde der Bach geputzt. Der Fischherr war persönlich da, es wurden Forellen in rauhen Mengen gefangen, und jedes Jahr schickte er den Eltern eine Portion Forellen, die sich sehen lassen durfte. Wir Kinder liebten diesen Tag, an dem uns einige Stunden erlassen wurden, weniger aber wegen der Forellen als wegen der Krebse.

Natürlich fingen wir auch oft unterm Jahr im geheimen ein paar Krebse, aber an diesem Tag durften wir Bach-auf und Bach-ab fangen so viel wir wollten. Das Wasser floss nicht, es waren nur kleine Pfützen da, wir durften barfuss drin herum waten und konnten leicht eine Menge Krebse erwischen, die neugierig aus ihren Löchern hervor krabbelten, um sich nach dem Grund des Wassermangels umzusehen. Ich erinnere mich noch gut an eine selbstgefangene riesige, feuerrote Krebsplatte, die einmal an einem solchen Tag zu unserem Entzücken auf den Tisch kam.

Neben diesen Krebsen, die uns auch mal in die Zehen kniffen, liebten wir noch andere «gefährliche» Tiere, die Igel, in die man gelegentlich am Waldrand oder in den Wiesen griff. Es gab aber nichts herzigeres als so eine Igelfamilie, und einmal brachte ich in der Schürze vier oder fünf so kleine kugelrunde, noch ganz weich-stachlige Igelein samt Mutter heim, und liess sie zu grossmütterlichem und mütterlichem Entsetzen im Esszimmer auf eine gewisse niedere kleine Fensterbank kugeln, wo sie für einige Tage auf einem Sacktuch unter Hinterlassung der obligaten Spuren ihr Zelt aufschlugen. Was mir an diesen Igeln am meisten Eindruck gemacht hat, war ihre Freude an Musik. Wenn wir Kinder sangen oder auf einer Mundharmonika bliesen, wurden sie ganz zutraulich, auch später auf der Terrasse draussen, wie übrigens auch jene kleine graue Maus, die längere Zeit, wenn wir üben mussten, aus ihrem Loch hervor kam, sich bewegungslos in die Mitte des Zimmers setzte und andächtig zuhörte, so lange es nicht zu falsch tönte, und die Luft sonst rein war. Wogegen ein gewisser Hund, ein Sury, jedesmal bei einem bestimmten hohen Ton, dem hohen c, oder cis, jämmerlich aufheulte und davonlief.

Mit grossem Entsetzen denke ich aber zurück an eine Idee meiner lieben Mutter, von der ich nie begriffen habe, woher sie diese hatte. Wahrscheinlich aus dem Waadtland, denn immer brachten sie und Grossmutter neue, in unseren Augen unmögliche Ideen von dortigen Besuchen heim.

Zum Beispiel die in jenen achtziger Jahren für uns in der deutschen Schweiz noch unbekannte Verwendung von Lauch und Sellerie als Gemüse, was uns Kindern des starken Geschmackes wegen bei Tisch den Angstschweiss auspresste, da alles gegessen werden musste, und Vaters scharfem Blick auch jeder Versteck-Versuch unter der Kartoffelschale offenbar wurde. Also, sicher aus dem Waadtland kam die furchtbare Idee Seidenwürmer zu züchten. An der Mauer unserer grossen Scheune wuchsen als Spalier die schönsten Maulbeerbäume die ich je in meinem Leben gesehen habe. Im frühen Frühjahr zur Zeit der ersten Blätter, sah die Wand mit ihrem regelmässigen Astbau aus, als ob sie auf einen Maler wartete, der den Stammbaum einer ganzen Sippe, zurück bis zu Karl dem Grossen hinmalen sollte. Nun also —: Seidenwürmer! Riesentische voll von diesen ekligen Maden, zuerst winzig klein und schwarz, dann immer grösser, heller, fetter — wenn ich nur daran denke so schaudert es mich bis in die Knochen, noch jetzt nach 60 Jahren. Und alle Tage frass das ekelhafte Viehzeug Körbe voll Maulbeerblätter, wir mussten helfen beim Füttern, beim Putzen, es ist die grausigste Erinnerung meiner frühen Jugend, und ich träume noch jetzt von dem ekelhaften Gewürm. Wie froh war ich, als sie sich endlich eingesponnen hatten, als die Würmer verschwanden in ihren seidigen weissen und gelben Cocons, und das Gewürm in Sicherheit versorgt war. Dann wurden sie in siedendem Wasser gebrüht, damit die Raupe beim Ausschlüpfen den Seidenfaden, der so fein war wie eine Spinnwebe, nicht zerreissen konnte. Und dann gab es Ruhe, zum Glück für immer, vor dem «Seidenwurm-Sport». Die Raupen gehören eben auch zu den Kriechtieren um die ich mein Leben lang einen Umweg mache, eine Abneigung, die ich sogar auf gewisse menschliche Anlagen übertragen habe.

Eine grosse Rolle, vielleicht weniger in meinem ganz privaten Kinderleben als im allgemeinen Familienleben spielten die in periodischen Abständen auftretenden «Zuchten» meines lieben Vaters, die nie einer gewissen Originalität entbehrten. Da war vor allem die mir unvergessliche Episode einer gewaltigen Kaninchenzucht, in den neunziger Jahren, die ganz unter dem Zeichen des damals die Gemüter erregenden Dreyfushandels stand. Mein Vater, der die Franzosen eben so sehr liebte wie z. B. die Engländer nicht, nahm einen leidenschaftlichen Anteil an dem Prozess, und in Anpassung an die Zeitumstände gab er all seinen Hasen die berühmten und berüchtigten Namen, die in diesem eine Rolle spielten. Der kräftigste Bock hiess Zola, in Anerkennung von dessen «J'accuse», und daneben schwirrte es von Namen wie Jaurès, Boulanger, Clemenceau, Anatole (France) und andere in unserem Stall, wobei der schönste Bock den Namen Dreyfus, und der «minderste» — wie mein Vater sagte — den des Verräters Esterhazy trug. So wurden wir Kinder ganz unversehens an Hand der Geschehnisse in unserem Kaninchenstall in ein Stück französische Politik und Rechtspflege eingeführt, die uns dadurch unvergesslich geblieben ist.

Weniger erschütternd war die Entenzucht, wo in einem Sommer über 80 junge Enten, von Truthennen ausgebrütet, uns das Leben schwer gemacht haben, indem diese jungen Fressäcke wie kleine Kinder alle 2—3 Stunden gefüttert werden mussten, und kübelweise ihr Futter verschlangen. Am drolligsten waren sie, wenn sie am Nachmittag auf den grossen Weiher durften, zu dem sie in einem endlosen Gänsemarsch immer genau auf dem gleichen Weg durch die Gebüsche und über die Rasenflächen wackelten, so dass am Sommerende dort ein so festausgetretener Fussweg war, dass keine Verbottafel der Welt einen Wanderer mehr vom Durchgang hätte abhalten können, nach der einmal von mir bei der Frage nach dem Weg erhaltenen

Brasilianische Frauenberufe

«Ohne einen Finger zu rühren, haben wir unser Stimmrecht erhalten, sagte mir eine meiner Bekannten, die im Erziehungsministerium arbeitet. Wir kriegen dieselben Löhne, wir können dieselben Stellen haben, genau wie die Männer.»

Auffallend ist auch, wenn man in Rio de Janeiro eines der Ministerien betritt, wie es da von Frauen wimmelt.

Den Frauen Brasiliens steht es frei sozusagen jeden Beruf auszuüben.

Eine meiner Freundinnen ist Chefingenieur im Departement für Wohnprobleme. Eine andere ist die erste Fliegerin Brasiliens, die schon vor zwanzig Jahren Pionierin war und heute noch den Höhenrekord inne hat. In Nordamerika wurde sie mit höchsten Ehren ausgezeichnet.

Aerztinnen, Malerinnen, Chemikerinnen, Juristinnen, sind an der Tagesordnung.

Angenehm überraschend ist auch, dass die Männer hier keinerlei Neid gegen ihre Kolleginnen an solch hochgestellten Posten empfinden, oder sich wenigstens nichts anmerken lassen.

Diese Chefinnen, die meistens jung, hübsch und gepflegt sind, behandeln ihre untergebenen weiblichen Arbeitskräfte wie Freundinnen, etwas, das sehr sympathisch berührt.

Rio de Janeiro besitzt eine Menge Bibliotheken. Noch nirgends habe ich mich in Bibliotheken so wohl gefühlt wie hier, wo verschiedene eine riesig gemütliche Atmosphäre ausstrahlen. Da laden tiefe Ledersessel zum gemütlichen Verweilen ein, und nirgends sind Verbote zu sehen. Luft und Licht ist die Devise, und wenn man kommt, so fühlt man sich als Gast. In einer dieser Bibliotheken bringt nachmittags um halb vier ein hübsches junges Negermädchen sämtlichen Lesenden einen Cafezinho (ein Tässchen Kaffee) und serviert dazu ausgezeichnetes Biskuits.

Und alle diese Bibliotheken sind in Händen von Frauen. «Wir wollen», sagten sie mir alle, als ich ihnen zu ihrem sympathischen Werk gratulierte, «dass sich unsere Leser zu Hause fühlen.»

Und ich muss schon sagen, sich in einer dieser Bibliotheken zwischen Besprechungen oder Einkäufen in dieser ermüdenden Riesenstadt ausruhen zu können, ist eine Wohltat ohnegleichen.

Das Nationalmuseum Boa Vista hat auch einen weiblichen Direktor, und die Direktion verschiedener kleinerer Museen liegt ebenso auch in weiblichen Händen.

Eine meiner Freundinnen ist Chefin der Archivabteilung der Nationalbibliothek.

Die meisten dieser Frauen sprechen ausgezeichnet Englisch und Französisch, verschiedene von ihnen waren in den Vereinigten Staaten, sei es zu Studienzwecken oder zu einem kurzen Aufenthalt. Viele von ihnen sind verheiratet, glückliche Gattinnen und Mütter. Sie schauten mich ganz erstaunt an, als ich sie fragte, ob hier denn niemand wegen des Doppelverdienertums reklamiere. «Warum soll ich denn nicht meinen Beruf ausüben, wenn es mir Freude macht, das kann mir doch kein Mensch verbieten, und zudem ist es doch interessanter, wenn man mehr verdient» — das ist ein typischer brasilianischer Ausdruck, denn möglichst viel und möglichst schnell Geld zu verdienen, ist hier die Hauptsache.

Immer noch heiratet die brasilianische Frau sehr jung. Fünfzehn- und sechzehnjährige Frauen sind an der Tagesordnung. Eine neunzehnjährige zeigt mir stolz ihre drei Kinder.

Gleiche Rechte, aber auch gleiche Pflichten, sagt der brasilianische Mann — und steht prinzipiell weder in der Strassenbahn noch im Autobus auf für eine Frau, mag sie jung und hübsch oder alt und müde sein. Und da sprechen wir in Europa immer von den höflichen Südamerikanern! Dabei sah ich noch nirgends in der Welt als hier in Rio, dass Männer grob mit Ellbogen und aller Gewalt Frauen wegdrängen, die sich auf einen Sitz, der gerade in ihrer Nähe frei wurde, setzen wollten, und sich schnell dessen bemächtigen. Und kein Mensch stört sich daran.

Das grosse Werk der über ganz Brasilien ausgedehnten Leprosenfürsorge ist das ausschliessliche Werk einer Frau, die sich schon als junges Mädchen mit der Verbesserung des Loses dieser Aermsten der Armen beschäftigte. Heute umfasst dieses Werk mehrere hundert Institutionen und mehrere tausend freiwillige Mitarbeiter, und die Leprakranken sind in vorbildlichen Heimen untergebracht, wo sie Pflege, Arbeit und Unterhaltung haben, und trotzdem sie natürlich in abgeschlossenen Siedlungen leben müssen, ist ihr Los nicht mehr das grenzenlose Elend der Verstossenen. Mrs. Weaver, kaum über vierzig, ist mit einem Amerikaner verheiratet, und ihr Werk ist in Nord- und Südamerika zu einem Begriff geworden. Verschiedene südamerikanische Staaten baten sie, in ihren Ländern ähnliche Leprakolonien zu organisieren.

Wie bei uns in der Schweiz leidet auch Brasilien sehr unter dem Mangel an Krankenschwestern.

Das Hauspersonal rekrutiert sich ausschliesslich aus Negerinnen und Mulattinnen, die nur den einen Wunsch haben, möglichst wenig zu arbeiten. Unsere Sauberkeitsbegriffe finden sie anormal, ihr Hauptinteresse gilt ihrem Aeussern und dem, was auf der Strasse vor sich geht.

Nur junge Mädchen, eigentlich noch Kinder, arbeiten hier als Kindermädchen, ein ungesunder Zustand, eigentlich noch ein Ueberbleibsel aus der Sklavenzeit. Denn etwas anderes sind sie nicht diese armen Mädchen, als die Sklaven masslos verzogener Kinder. Brasilianische Kinder sind schrecklich verzogen, ein brasilianisches Kind darf alles.

Der Verkäuferinnenberuf steht in krassestem Gegensatz zu unserer Auffassung dieses Berufes. Denn hier ist es der Kunde, der zu warten hat, bis es Verkäufer oder Verkäuferin passt, ihn zu bedienen. Man kann gerade froh sein, wenn man überhaupt bedient wird, denn viel wichtiger ist, dass die Verkäuferinnen erst ihren Schwatz beendigen. Kauft man nicht gerade das, was einem die Verkäuferin vorlegt, so wird einem das übelgenommen, und erkühnt man sich erst noch, andere Sachen sehen zu wollen, so findet man das ganz unerhört. Beliebt ist der Satz: Nao tom, d. h. wir haben es nicht und er wird gebraucht, wenn der Gegenstand, den der Käufer wünscht, etwas zu weit weg ist, oder wenn einem der Kunde nicht passt, oder ganz einfach aus dem Grunde, weil man sich nicht stören lassen möchte. Man hat oft das Gefühl, dass diese Leute gar nicht verkaufen wollen und man merkt ganz deutlich, dass sie einfach denken: Warum auch sich anstrengen, unseren Lohn kriegen wir ja sowieso.

Eine der bedeutendsten Frauen Brasiliens, die beste Malerin des Landes und Autodidaktin begann als Schülerin Ismalowitschs ihren Beruf erst nach ihrer Verheiratung. Verschiedene ihrer Werke hängen in den Museen von Paris, London, New York und Tokio. Als Mensch ist Maria Margarita ebenso wertvoll wie als Künstlerin.

K. W., z. Z. Rio de Janeiro

Schlitteln

Er ist zwar ausserordentlich unmodern, der Schlittelsport, aber gerade deshalb soll wieder einmal von ihm die Rede sein. Alle Welt ist voll vom Gerede über das Skifahren; wen nicht über Wachsfragen, Bescheid weiss, wer nicht über Splittkein- oder handgekehlte Ski auf dem Laufenden ist, wer nicht über Stahl- und andere Kanten erschöpfende Auskunft geben kann, wird unweigerlich zu den rückständigen Menschen gezählt. Wir haben Schlittelsport gesagt und erwarten gelassen das Hohngelächter all derjenigen, die das mehr oder weniger sanfte Zu-Tal-Rutschen auf hölzernen Gestellen schon längst nicht mehr unter den Begriff Sport einreihen. Wir können ihnen zwar entgegenhalten, dass die halsbrecherischen Todesfahrten der Bob- und Skeletonfahrer auch zum Schlittelsport zu zählen seien; wir tun das aber selbst nicht; denn jene tollkühnen Helden der Stahlkufen gehören nicht in unsere biedere Zunft der Schlittelfahrer.

Ja, wer gehört denn zu diesen auserwählten Leuten? Jene, die noch nicht Skifahren dürfen und jene, die noch aus einer Zeit stammen, da die «Bretter» noch nicht die «Welt» bedeuteten und nicht sausende Abfahrten, knifflige Slaloms, rassige Sprünge und zähe Langläufe. Diese zwei Generationen, meist sind es Grossmutter und Enkelin, sieht man jetzt an günstigen Schlitteltagen — diese gibt es ebenso, wie es günstiges und ungünstiges Skiwetter gibt — ihren «Davoser» mehr oder minder steile, wenig verkehrsreiche Strassen hinaufführen. Ganz selten sieht man auch noch eine «Geiss», einen jener hochbeinigen, vorne schnabelförmig zulaufenden Schlitten, die schon vor 25 Jahren als recht altmodisch galten, und die heute einen unbestrittenen Altertumswert besitzen.

Selbst besorgte Mütter, die beim Worte Skifahren nichts als gebrochene Arme, verrenkte Beine, eingedrückte Rippen und fürchterliche Stürze sehen, lassen sich von ihren Kindern weit eher erweichen, wenn es zum Schlitteln gehen soll. Höchstens wird der Peter noch eindringlich ermahnt, dass er nie bäuchlings fahren dürfe, dann aber lässt die Mutter die Kleinen springen — es soll ja auch gesund sein an der frischen Luft. Dass nachher der Peter schon beim zweiten Mal «bäuchlings» fährt und das Gritli ihm jauchzend auf dem Rücken sitzt, braucht die Mutter ja nicht zu wissen. Es geht halt so viel schöner.

Auch das Aneinanderhängen der Schlitten ist noch nicht aus der Mode gekommen, und wie vor 20 Jahren, hört man noch heute die «Fachleute» darüber diskutieren, ob es besser sei, mit den Schlittschuhen oder mit den Absätzen zu lenken, ob flache oder runde Kufen eine schnellere Abfahrt garantieren und ob das Einfetten etwas nütze. Gebobbt wird auch noch: Meist ist es einer der älteren Knaben, der sich bäuchlings auf den Schlitten legt und eine Kette schreiender, jubelnder Mädchen auf verschiedenen aneinandergehängten Schlitten hinter sich her zieht. Wehe, wenn er die Steuerkunst nicht derart beherrscht, dass er seine Passagiere ohne Karambolage mit Randstein oder Gartenzäunen an den Fuss des Hügels bringt, das Zetermordio, das sich über ihn ergiesst, ist erbarmungslos.

Es gibt aber auch noch andere Leute, die Schlitteln gehen, nur trifft man diese selten am Tage an. In mondhellen Nächten dagegen, ziehen sie, dicht vermummt, und merkwürdigerweise stets zu zweien nach abgelegenen Waldsträsschen. Sie haben es im Gegensatz zu den anderen Schlittenfahrern gar nicht eilig mit dem Abwärtsfahren und wenn man indiskreterweise etwas näher geht, so vernimmt man ganz erstaunt, dass sich ihre Unterhaltung gar nicht um runde oder glatte Kufen und auch nicht um Schlittschuh- oder Absatzsteuerung dreht. Ganz dicht nebeneinander sitzen sie auf dem Schlitten — es soll so viel besser laufen — und nur zu oft geschieht es, dass sie einander weit genauer ansehen als die Schlittenbahn und so die schönsten «Lumpenfuder» fabrizieren. Das stört jedoch gar nicht, im Gegenteil, an dazu besonders geeigneten Stellen kann ein aufmerksamer Beobachter leicht feststellen, wie dem Schicksal von Seiten eines «Er» etwas nachgeholfen wird. Galant hilft er dann der «Sie» auf die Beine und bemüht sich ritterlich beim Schneeabklopfen und beim — wieder Warmwerden.

Etwas ist aber doch anders geworden, als in den alten Tagen. Wo sind heute die herrlichen farbig leuchtenden Wollstrümpfe der Damen hingekommen und wo die phantastischen «Sportröcke» von anno dazumal? Sie sind den Skihosen gewichen, den Norwegern-, Keil- oder Knickebokkerhosen und die breitauladenden Hüte den Ohrenschützern und Skimützen. Nicht nur bei den Jüngsten muss man heute zwei- oder dreimal hinsehen, bis man weiss, ist's ein Mädchen oder bleibts ein Bub, und die einfache Erklärung, die man früher der Jugend geben konnte: «Wer einen Rock trägt, ist eine Frau», würde heute auf dem Wintersportplatz bestimmt zu der erstaunten Frage des hoffnungsvollen Sprösslings Anlass geben: «Vati, wo sind d' Fraue hi cho?» Alles ist beim Schlitteln beim alten geblieben, nur die Mode hat auch bei diesem konservativen Sport nicht Halt gemacht. Es wehen keine Schleier mehr hinter den Schlitten her, und auch die «Knöpflischuhe» sind währschaften Skistiefeln gewichen — aber die Freude an der mühelosen Ueberwindung des Raumes, am herrlichen Abwärtsgleiten, am sicheren Kurvennehmen, am beissenden Fahrtwind, am alten und doch wieder neuen wunderschönen Schlitteln ist geblieben.

-tt-

Rentiere für die Skolten

Nachdem wir in unserer Osternummer des vergangenen Jahres den so überaus interessanten Artikel über das Leben des kleinen, tapferen Skoltenvolkes im hohen Norden und den Appell um Beiträge an die Schweizerische Rentier-Spende veröffentlicht haben, interessieren sich unsere Leser sicher für diese in den Basler Nachrichten erschienene Berichterstattung:

k. Wir haben das Sonntagsblatt Nr. 11 vom 20. März 1949 dem eigenartigen urtümlichen Lappenvölklein im Norden Finnlands, den Skolten, gewidmet und uns an einer Sammlung zu dessen Erhaltung durch Schenkung der für den Lebensbedarf des Stammes notwendigen Rentiere beteiligt. Das kleine Volk besass vor dem Krieg über 2000 Rentiere und hat einen grossen Teil verloren, so dass es heute deren nur noch 800 sind. In England sind für die Hilfsaktion rund 6000 Pfund fast ganz aus kleineren Beträgen aufgebracht worden. Aus den schweizerischen Spenden sollten etwa hundert Rentiere gekauft werden können, doch steht ein genauer Bericht aus Finnland noch aus. Durch Herrn Dr. H. Gwalter, Rechtsanwalt in Zürich, der die aus der Schweiz eingehenden Beträge betreut, erhalten wir den Bescheid, dass die Aktion bisher 5500 Franken ergeben hat, von denen 4500 Franken nach Finnland abgegangen sind. Die Sammlung ist noch nicht abgeschlossen, da Herr Robert Crottet noch einen neuen schönen Farbenfilm für das Werk auswerten möchte. Die schweizerische Hilfsaktion für die Skolten ist von der finnischen Presse mit Aufmerksamkeit verfolgt und dankbar kommentiert worden.

Einiges über Schuhe

Die Schuhe zählen zu jenen Errungenschaften der Zivilisation, die nicht eigentlich erfunden wurden, sondern sich allmählich aus primitiven Anfängen entwickelt haben. Man nimmt, laut der Zeitschrift «Neuheiten und Erfindungen», Bern, an, dass zuerst in Asien die Füsse bekleidet wurden, und zwar zum Schutze gegen den heissen Sand. Man befestigte ein rechteckiges Brettchen an den Füssen, deren Form später das Holz angepasst wurde. Abraham und Moses sollen solche Schuhe getragen haben, die den ganzen Fuss bedeckten und die Griechen fertigten sich bereits Schuhe aus Leder an. Die Römer besassen Sandalen, hohe Schuhe, Stiefel und Hausschuhe; die

„Das Beste?" nein!!- Nur Pic-Fein!

Es ist besser eine Versicherung zu haben und sie nicht zu brauchen, als eine zu brauchen und sie nicht zu haben
ZÜRICH Unfall

Antwort: «Vous n'avez qu'à monter près du poteau de défense!» Im Herbst wurden die Enten in einzelnen Sendungen an das Bahnhofbuffett Bern geliefert, wo sie rascher erledigt wurden, als bei uns gefüttert und gemästet. Ich hiess überall nur noch «die Gänseliesel».

Interessanter als die Enten waren die Brieftauben, die ihnen folgten, und deren Zucht jahrelang gedauert hat. Die Pflege und Dressur dieser sympathischen Vögel gehört für Tierfreunde sicher zu den interessantesten Tier-Sporten, wenn man das so nennen darf. Mein Vater fing die Sache im Kleinen mit einigen Paaren an, um seine Erfahrungen zu sammeln. Das spannende war natürlich erst, wenn die jungen Tauben soweit waren, dass sie auf ihre Flugtüchtigkeit erprobt werden konnten. Diese Flüge wurden immer an einem Sonntagmorgen vom erwählten Abgangsort losgelassen, wenn alle Zeit hatten, die Rückflüge zu beobachten. Gewöhnlich dressierte man einen Teil in einer Himmelsrichtung, einen andern in einer anderen, und liess sie stufenweise das erste mal auf einem nahen Hügel, dann immer weiter und weiter aufsteigen. Sie wurden per Bahn am Abend vorher in ganz bestimmten Käfigen spediert, die Stationsvorstände hatten die nötigen Anweisungen für Tränkung und Fütterung, Zeit des Auffliegenlassens und des Berichtes an die Heimatstätte der Tauben. In unglaublich kurzen Zeitspannen bewältigten die Vögel die oft langen Luftstrecken z. B. in 1½ bis 2 Stunden von Eglisau nach Worb, oder in 2 bis 2½ Stunden von St. Maurice nicht über die Alpen, sondern über Vevey - Chexbres, was an einem beringten, verunfallten und in einem Gut bei Chexbres aufgefundenen Tier festgestellt werden konnte. Zu Hause patrouillierte die ganze nicht in der Kirche weilende Familie mit Feldstechern und altmodischen Fernrohren bewaffnet um das Haus, bis der erste Ruf ertönte «sie kommen», und meist das ganze Team zugleich sich einige Sekunden nachher auf's Scheunendach setzte.

Die Brieftauben sind ausserordentlich interessante Tiere, und es ist zu verstehen, dass ihre Zuverlässigkeit für Botendienste für die Armee von grösstem Wert ist, und das EMD. sich deshalb schon sehr früh des Brieftaubenwesens annahm. Wie zuverlässig diese kleinen Segler der Lüfte sind, mag jenes Erlebnis beweisen: Eine in Belgien gekaufte, aus einer ganz guten Zucht stammende Taube wurde bei uns wochenlang in ihrem Schlag und im Hühnerhof behalten zur Akklimatisation. Als mein Vater glaubte, er dürfe es wagen, liess er sie mit einer Schar ausfliegen. Sie kam nicht zurück, weder an dem Sonntag noch überhaupt je. Dafür kam nach 3 Wochen ein Brief aus Belgien, die an uns verkaufte Taube sei eines Tages wieder im alten Schlag erschienen, und sie werde per Post zurückgesandt. Die gleiche Erfahrung wiederholte sich nach einigen Monaten ein zweites mal, aber dann kam nicht die Taube retour, sondern das Kaufgeld mit den Worten: «je n'ai aucun intérêt de perdre une bête de cette qualité».

Bei Beginn des Ersten Weltkrieges lag meinem Vater die Mobilisation der Brieftauben ob. Nach einigen Tagen erhielt er von der Grenze eine Sendung von 60 abgefangenen französischen Brieftauben, die er wochenlang hüten musste, bis er sie endlich an eine Krankenanstalt für einen Extra-Schmaus abgeben durfte. Wenn ich noch jung wäre, würde ich mich im FHD bestimmt bei den Brieftauben oder den Hunden melden, auf keinen Fall an eine Schreibmaschine!

(Fortsetzung folgt)

Lyceum-Club Zürich

Ueber «Paderewsky, Grand prêtre de Chopin» sprach Mme Bécheau-La Fonta, présidente des concerts Historiques de France. Sie versteht es, Geist und Wissen mit Anmut zu verbinden und den «Grand prêtre Paderewsky», wenn man so sagen darf, durch Chopin, Chopin aber durch Paderewsky zu charakterisieren, während Polen den dämonischen Hintergrund bildet. — Eine Ueberraschung besonderer Art ward uns durch den deutschen Pianisten Johannes Bork, der als Gast gewonnen war. Bork spielte einleitend Bach und dann die Dreiunddreissig Variationen Beethovens über einen Walzer von Diabelli. In diesem Variationen-Monumentalgebäude sieht Bülow die musikalische Entwicklung von Jahrhunderten eingeschlossen, so dass man diese aus ihnen rekonstruieren könnte, falls alles andere verloren ginge. Die Art, wie Johannes Bork dieses Werk geistig bewältigte, war, was man, ehe die Weltkatastrophe hereinbrach, als «echt deutsch» bezeichnete, deutsch im Sinn von Tiefe und poetischer Einfühlungskraft. Das gibt es also noch, oder vielmehr wieder! und lässt uns an die Gesundung deutschen Geisteslebens glauben. Einzuschalten ist hier eine Aufführung der «Kammeroper Zürich», welche ein komisches Operchen von G. B. Pergolesi: «Der getreue Musikmeister», mit bestem Gelingen auf der geräumigen Bühne der gediegenen Aula im neuen Töchterhandelsschulhaus aufführte. Am Klavier sass nämlich, mit der Routine eines Kapellmeisters begleitend und stützend, unser Lyceumsmitglied Marianne Wreschner. Einleitend brachte sie 3 Sonaten von Scarlatti zu Gehör und mit Dori Schühli (Flöte) zusammen eine Sonate von Leonardo Vinci.

Im Dezember kam der Lyceumclub Genf auf Besuch und brachte einige Musikerinnen mit, die uns ein musterhaftes, abwechslungsreiches Hauskonzert älterer und neuerer Meister bescherten. Es waren die Sopranistin Isabelle Teillac, deren Stimme zunächst wie ein warm und weich gefärbter Mezzosopran anmutete, bis eine lichte Höhe die Dunkelheit überstrahlte; sodann die Bratschistin Yvonne Amiguet-Banty, die mit einer Suite altfranzösischer Tänze ganz besonderen Erfolg hatte. Mit Verständnis begleitete am Klavier die Pianistin Simone Hofer-Dumas.

Mit der üblichen Weihnachtsfeier im kerzenstrahlenden Raum schloss der Club das alte Jahr. Ein kleiner Chor jugendlich-frischer Stimmen, geleitet von Hedy Kraft, verschönte die Feier mit alten und neuen Chorliedern.

Anna Roner

Hotel Augustinerhof
St. Peterstraße 8 / ZÜRICH Telephon 25 22 77
Zentrale Lage
Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Aegypter flochten sich ihre Fussbekleidung aus den schilfartigen Blättern der Papyrus-Pflanze und die Spanier solche aus Bast. In ihren Regionen waren Holzschuhe recht lange im Gebrauch, wie auch die Fellschuhe, die nicht gegen die Hitze, sondern vor der Kälte schützen sollten.

Der letzte Modeschrei sind Abendschuhe aus Nylon. Ihre scheinbare Leichtigkeit und Zartheit verleiht diesen Schuhen ungewöhnliche Eleganz, dennoch sind sie sehr dauerhaft und verlieren auch bei starker Beanspruchung, z. B. durch Tanzen, nicht ihr hübsches Aussehen. Bei der vor kurzem in London abgehaltenen Schuhausstellung waren viele solcher Modelle zu sehen. Ein Paar bestand aus flitterbesticktem Nylonnetz und goldenem Ziegenleder, bei anderen Modellen war das ganze Oberteil aus Nylon angefertigt. Viele der Schuhe waren Sandalen, mit Riemchen über die Fersenpartie und schmaler Knöchelspange, alles aus Nylontrikot. Die eleganteren dieser Modelle waren ausserdem noch mit Strass bestickt, schreibt die «Schweizerische Schuhmacher-Zeitung». Aber diesen Winter dürften Pumps zum eleganten Gesellschaftskleid die Modevorschrift werden; dieser Ansicht zumindest ist ein Korrespondent der britischen Fachzeitschrift «Shoe and Leather Record». Sie werden auch vermutlich viel stärker gekauft und getragen werden als vorher. Früher mussten viele Frauen feststellen, dass ihre Fersen einfach nicht so geformt waren, als dass sie Pumps auf der Strasse hätten tragen können. Der Schuh fiel oft bei jedem Schritt von der Ferse, ruinierte die Seidenstrümpfe und liess die Trägerin schlampig aussehen. Nun werden Pumps jedoch mit dem neuen elastischen Gewebe Lastex gefüttert, so dass der Schuh festsitzt und sich ausserordentlich bequem trägt. Ausserdem lässt das neue Futter den Schuh an den Seiten fest anliegen, so dass das hässliche Abstehen und Klaffen nunmehr ausgeschaltet ist.«Die meisten modernen Pumps weisen übrigens nur halbhohe Absätze auf und auch dadurch stellen sie einen bequemen Laufschuh für die Durchschnittsträgerin dar, die sich mit den früheren Modellen mit den allzu hohen Absätzen kaum befreunden konnte,» schliesst die «Schweizerische Schuhmacher-Zeitung» ihren Wintermodebericht. r.

Eine Haushaltungsschule auf neuer Grundlage

Die Zeiten ändern sich, es ändern uns die Zeiten. Die Entwicklung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes schreitet beständig fort, wir nähern uns dem allgemeinen hauswirtschaftlichen Obligatorium, und unsere Töchter sehen sich vor die Frage gestellt, wie sie diese Pflicht neben Berufslehre, Mittelschule usw. werden erfüllen können. Hier will nun im Einverständnis mit der kantonalen Berufsberatung und der Erziehungsdirektion die altbewährte Haushaltungsschule im heimeligen «Kreuz» zu Herzogenbuchsee in die Lücke treten. Bis jetzt wurden neben allerlei Fachkursen fast ausschliesslich halbjährige Haushaltkurse in ihr geführt. Fortan aber sollen neben diesen je im Laufe eines Jahres 4 dreimonatige Kurse erteilt werden, die dem Unterrichtsprogramm des hauswirtschaftlichen Obligatoriums angepasst sind und als dessen Erfüllung Geltung haben werden. Es darf gesagt werden, dass die Kursschülerinnen im kultivierten Milieu des «Gemeindehauses zum Kreuz» mehr als das behördlich Vorgeschriebene kennen lernen und dazu eines gesunden Landaufenthaltes im schönen Bernerdorf teilhaftig werden.

Die bisherigen 6-monatlichen Kurse wurden ebenfalls der Zeit entsprechend erneuert, Gelegenheit zu Sprach- und Musikstunden usw. gegeben. Für angehende Sozialarbeiterinnen, Pflegerinnen oder Mitarbeiterinnen im alkoholfreien Gastgewerbe mit Gelegenheit zu Einblicken in Pflegeberufe, in Kindergartenarbeit, in den Betrieb des Gast- und Gemeindehauses und dessen kulturelle und gemeinnützige Bestrebungen.

Die Vorsteherin der Haushaltungsschule zum «Kreuz» wird jede weitere Auskunft gerne erteilen. Prospekte für beide Kurse, sowie für einen dreimonatigen Kochkurs im Internat stehen zur Verfügung.

Die Schülerinnen können vom 15. Altersjahr an aufgenommen werden. Die Kurse beginnen je am 1. Februar, 1. Mai, 1. August und 1. November.

Kleine Rundschau

Die Stadt Zürich ehrt ihre Frauen

Zum Andenken an die schweizerische Soldatenmutter, Frau Dr. Else Züblin-Spiller, wurde in Zürich die projektierte Quartierstrasse mit Fussweg zur Albisriedstrasse **«Else-Züblin-Weg»** benannt.

Aus der Weihnachtsausstellung der Zürcher Malerinnen im Kunsthaus hat der Zürcher Stadtrat u. a. auch ein Bild der Nestorin unter den Malerinnen, Dora Hauth, angekauft, eine in der an ihr bekannten kräftigen Art gezeichneten Kohle: «Schafherde».

Frauen in der Gemeindearbeit:

Im Kanton Waadt wurde gleich nach Bekanntgabe des Zirkulars durch das Departement des Innern, das die Ernennung von Gemeindeschreiberinnen und -kassierinnen gestattet, die neugewählte, aber bisher «ungesetzlich» amtende Gemeindeschreiberin von Loisins (La Côte), Fräulein E. Glauser, Lehrerin, vereidigt. F. S.

Charles Cooke: Die Freuden des Klavierspiels (Origo Verlag, Zürich).

Das Buch eines Dilettanten, geschrieben für Dilettanten — aber keine Zeile darin zeugt von «Dilettantismus». Es ist das freudige Bekenntnis zu bester Klaviermusik als «Steckenpferd» und ein sehr ernst zu nehmender Führer auf dem Weg zu beglückendem Musizieren. Cookes herrlicher, auf eigener Erfahrung gegründeter Optimismus wirkt erfrischend, anregend auch für den Berufsmusiker! Der Verfasser ist Schriftsteller, Starreporter des «New Yorker» und hatte Gelegenheit, mit vielen Meisterpianisten über sein «hobby» zu plaudern und deren Aussprüche festzuhalten. Sein Stil ist überaus anschaulich, fesselnd, sogar gelegentlich amüsant. Ich empfehle das Büchlein jedem, der in Mussestunden klavierspielend an Vergangenes anknüpfen oder unbefriedigt sich Hinschleppendes verbessern möchte! A. R.

Lieder und Gedichte von **Margareta Hudig-Frey.** A. Francke AG., Verlag Bern.

Nicht durch äusseren Schmuck gewinnen die Gedichte von M. Hudig-Frey ihre Freunde. Streng der Titel, einfach-streng das graue Gewand des Bändchens. Und in strenggebundener, zumeist reimloser Form geht ein grosses Suchen und Sehnen durch die Seiten. Es ist, als ob die Dichterin durch Flucht und Hingabe zur Natur schweres Schicksal sublimieren wollte. Zwischen schwerblütigen Liedern dunkler Prägung schwingen hellere, wehmütig-süsse Töne, wie jenes artige Liedchen

«Ach, ich kann nicht von dir scheiden,
Muss mich immer wieder wenden...»

oder

«Dein Lächeln gleitet über meine Tage
Wie Sonnenlicht auf stiller Wasserfläche...»

Tief greift die Dichterin in die Fragen nach Tod und Leben, Sein und Schicksal, Abschied und Vergehen, und ihre Farbenskala wechselt von schwermütiger Verhaltenheit zu leidenschaftlicher Glut. Bezeichnenderweise schliesst die letzte Zeile mit einem Fragezeichen antwortheischend und wegbereitend zu neuen Liedern und Gedichten. M. P.-U.

«Es Vogelgschichtli» ist eine in herzige Versli gekleidete Erzählung. Sie handelt von einem etwas leichtfertigen Guggerehepaar, das sein Ei in das Nest einer fremden Vogelmutter legt. Wie diese Pflegemutter nach dem Ausbrüten entdeckt, dass das eine ihrer Kinder ein eigenartiges rauhbautziges Bürschlein ist, mit dem sie viel Verdruss hat; wie aber die Mutterliebe doch stark genug ist, um dasselbe bis zum Flüggewerden zu behalten, wird dem Alter von 5 bis 8 Jahren angepasst geschildert. Dazu ist das Büchlein mit lustigen Vogelbildern geschmückt.

Es erscheint im Selbstverlag von Schwester Jandola Gasser in Speicher, — die Bilder sind von Fräulein Päuli Müller — zum Preise von 2.70 Franken. Der Reinertrag soll dazu mithelfen, ein Familien-Durchgangsheim für Verdingkinder der deutschen Schweiz auszubauen.

Bestellungen sind an: Pflegekinder-Aktion Zürich, in der Hub 28, Zürich 6/57, Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 1420, Zürich, zu machen. Weitere Auskunft gibt gerne das Komitee, das auf freiwilliger Basis arbeitet. A. B.

Veranstaltungen

Bern: Lyceum-Club. Vendredi 13 janvier. 16 h. 30: Causerie de Madame R. Jaccoud sur: «l' Elfenau au temps de la grande-duchesse».

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 16. Januar, 17 Uhr: Konzert von Bettina Brahn, Gesang; Marianne Wreschner, Klavier. Werke von Händel, Mozart-Fauré, Debussy. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Luzern: Verein für Frauenbestrebungen. Dienstag, den 17. Januar, in der Krone, 20.15 Uhr. Herr Dr. Schifferli, Vogelwarte Sempach. «Vom Vogelei und was daraus wird».

Radiosendungen für die Frauen

sr. «Wir und die andern», oder «Berichte aus dem In- und Ausland», vermittelt die «Frauenstunde» Montag, den 16. Januar, um 14.00 Uhr. Um 16.10 Uhr gleichentags befasst sich Dr. med. Lore Schneider in ihrem ersten Vortrag mit dem Thema «Kindererziehung und Kinderpflege in den Vereinigten Staaten». Die Routinierten wissen es, und für alle andern halten wir es gerne nochmals fest: «Notiers und probiers» steht auf dem Donnerstagprogramm um 14.00 Uhr. «Die halbe Stunde der Frau», Freitag, den 20. Januar, bringt um 14.00 Uhr gleich drei Probleme zur Sprache, nämlich: «Hose oder Rock?» — «Soll auch die Hausangstellte skifahren?» — «Und sölled d' Froue dänn überhaupt sportle?»

Kommt Kinder, wir wollen singen

Unter diesem Titel brachten wir vor einiger Zeit eine Aufmunterung für die Mütter, mehr mit ihren Kindern zu singen. Es hiess darin, dass sich die kleine Mühe, das Notenlesen noch zu erlernen, lohne; denn das Singen gehöre zu den seelischen Werten, die zu pflegen die schönste Aufgabe der Mutter sei.

Nun erfahren wir, dass das Radio-Studio Zürich einen Sendezyklus «Müttersingen» veranstaltet. Anhand einfacher Kinderlieder werden die Frauen in die Kunst des Notenlesens eingeführt. Dieser Kurs, der am Mittwoch, den 11. Januar begonnen hat, und alle 14 Tage weitergeführt wird, sei auch unseren Leserinnen wärmstens empfohlen.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

zum Kochen
Backen
Würzen
Braten
die guten Helvetia Produkte
NOVO-Puddingpulver mit Vitamin B1 u. C
60 Rp. per Beutel

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Inserieren
bringt Erfolg!

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Rüegg-Nagel
PARKER
Bahnhofstr. 22 · Zürich

Wernle's Messing- u. Kupferputz
ist seit 1876 bekannt und von der Prüfstelle der Schweiz. Hausfrauenvereine empfohlen. So leicht können Sie Messing und Kupfer reinigen, zudem kostet es nicht viel, denn der Beutel ist für 50 Rappen + Wust in Drogerien und Haushaltgeschäften erhältlich. Kilopakete kosten Fr. 5.— + Wust. Hergestellt im Laboratorium der Drogerie Wernle & Co., Zürich.

Für mich ist nur das Beste gut genug!
Darum kauft s'Müeß gern im
MERKUR
Chocolade · Biscuits · Bonbons

Giger-Kaffee
ist
Qualitäts-Kaffee
HANS GIGER & CO.
BERN
Lebensmittel-Großimport
Gutenbergstraße 3 Tel. 2 27 35

Bewährte Bezugsquellen

E. GUGOLZ-MEYER
Bäckerei-Konditorei
Zürich 10, Nordstraße 151, Tel. 26 24 03
Prompte Bedienung ins Haus

W. FREY & CO., ZURICH
Telephon 23 86 75
Conserven, Kolonialwaren
Frischobst
Gemüse und Südfrüchte en gros
Lenzburger Conserven
Birds Eye-Tiefkühlprodukte

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Milch Butter Rahm Käse
VLM
Vereinigte Zürcher Molkereien
Sorgfältige Bedienung
Tel. 25 68 10

Tschulok
ZÜRICH
seit 35 Jahren für
Maturität und ETH

Das saisonmässige Sortiment aller Frischgemüse sowie Kartoffeln finden Sie in guten Qualitäten und zu vorteilhaften Preisen bei der
Verkaufszentrale VZG
der Gemüseproduzenten-Vereinigung des Kantons Zürich und benachbarter Gebiete
Zürich 5 · Quellenstraße 2 · Tel. 23 17 82
Zuverlässige Bedienung frei ins Haus